

οἶδὲ – „Ich kenne dich.“
Ein Sendschreiben und seine Variationen

Offb 2,8–11

Ich kenne dich.

„Ich kenne dich.“ – Sagt der Erste und der Letzte, der tot war und ist lebendig geworden. Sagt Christus – in dem Buch, das das Verborgene aufdeckt. In der Offenbarung des Johannes. Das ist das Buch der Bibel, das zeigen möchte, wie es wirklich ist und wer tatsächlich die Macht hat im Himmel und auf Erden, so sehr sich die irdischen Machthaber aufblasen und aufspielen mit Worten und Waffen.

Es gibt *einen*, der auf dem Thron sitzt. Und er sagt: „Ich kenne dich.“ Er sagt es, liebe Gemeinde, uns heute im Leipziger Universitätsgottesdienst. Und lässt es ausrichten an die Gemeinde in Smyrna am Ende des ersten Jahrhunderts. Hören wir aus der Offenbarung des Johannes im zweiten Kapitel.

Offb 2,8–11

⁸ Und dem Engel der Gemeinde in *Smyrna* schreibe: Das sagt der Erste und der Letzte, der tot war und ist lebendig geworden: ⁹ Ich kenne deine Bedrängnis und deine Armut – du bist aber reich – und die Lästerung von denen, die sagen, sie seien Juden, und sind's nicht, sondern sind die Versammlung des Satans. ¹⁰ Fürchte dich nicht vor dem, was du leiden wirst! Siehe, der Teufel wird einige von euch ins Gefängnis werfen, damit ihr versucht werdet, und ihr werdet in Bedrängnis sein zehn Tage. Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. ¹¹ Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt! Wer überwindet, dem soll kein Leid geschehen von dem zweiten Tode.

Bedrängnis

Smyrna, das ist heutige Izmir an der Westküste der Türkei. Einst nannte man die Stadt die „Perle Asiens“. Florierender Handel, lebendige Wissenschaft, dem Kaiser treu ergeben, reich und mit stabilem Wirtschaftswachstum.

Mitten in dieser Stadt lebten Menschen, vor allem Jüdinnen und Juden, die an Jesus als den Christus glaubten – und deren Situation sich in drei Worten spiegelt: *Bedrängnis, Armut, Lästerung*. So ziemlich das Gegenteil, wofür Smyrna sonst stand: Glanz, Reichtum, Schönheit. „Ich kenne deine Bedrängnis“, sagt der Erste und der Letzte. Augenscheinlich gibt es Jüdinnen und Juden in Smyrna, die den Glauben an Jesus als Christus als Abfall vom wahren Judentum empfinden. Und es gibt die römische Obrigkeit, die verlangt, dass dem Kaiser und allein ihm Treue geschworen wird. *Bedrängnis* ist so ein abstraktes Wort. Aber es geht existentiell um alles: Alle Lebensmöglichkeiten sind versperrt, kein Ausweg, keine Aussicht, dass es anders wird, keine Mittel, sich zur Wehr zu setzen, keine Perspektive. – Da stellt sich der Erste und der Letzte an die Seite der Gemeinde und sagt: „Ich kenne dich ...“ Und stellt alles auf den Kopf: „Du bist aber reich!“, sagt er. Einfach so. Im Indikativ! Weil die Wahrheit der Situation der Gemeinde eine andere ist als die wahrnehmbare Wirklichkeit. „... ihr werdet in Bedrängnis sein zehn Tage“, sagt er. Und das heißt: Bedrängnis – ja! Aber sie ist kurz und geht vorüber.

Polykarp von Smyrna

Es geschah in Smyrna wenige Jahrzehnte später, liebe Gemeinde. Polykarp war Bischof und war inzwischen hochbetagt. 86 Jahre war er alt, als sich alles zuspitzte und wir von seinem Ende hören. Bedrängnis – das war noch immer, Mitte des zweiten Jahrhunderts, ein Wort, das die Lage der Gemeinde beschreiben konnte. Nicht zehn Tage, Jahrzehnte dauerte die Bedrängnis nun schon. Polykarp war aufs Land geflohen. Zu viele stellten ihm nach, zu gefährlich war es in der Stadt geworden. Er wechselte seinen Aufenthaltsort ständig, bis er, der Hochbetagte, nicht mehr konnte und nicht mehr wollte.

Im Jahr 155 wurde er verhaftet. Man setzte ihn auf einen Esel (wie einst Jesus!) und brachte ihn zurück in die Stadt. Man führte ihn ins Stadion, wo sich viele versammelt hatten. Der römische Prokonsul Quadratus redete durchaus freundlich mit ihm. Polykarp hätte freikommen können. Er hätte doch nur auf den Kaiser schwören müssen. Das wäre *ein* Satz gewesen, nicht mehr.

Sicher kannte Polykarp die Offenbarung des Johannes, kannte die Worte an seine Gemeinde: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Und: „Fürchte dich nicht vor dem, was du leiden wirst!“ Und: „Ihr werdet in Bedrängnis sein zehn Tage.“

Prokonsul Quadratus versuchte ihn zu überzeugen. Polykarp sagte schließlich: „Ich bin ein Christ! Willst du aber die Lehre des Christentums kennenlernen, so bestimme mir einen Termin zur Aussprache.“ Das war kühn. Er verweigerte nicht nur das Bekenntnis zum Kaiser, sondern bot dem Prokonsul auch noch ein katechetisches Seminar an und forderte ihn zur baldigen Terminvereinbarung auf.

Der Prokonsul ordnete an, dass Polykarp verbrannt werden sollte. Da sagte der Bischof: „Du drohst mir mit einem Feuer, das nur eine Stunde brennt und dann erlischt. Denn du kennst nicht das Feuer, das ewig brennt.“ Er hätte auch sagen können: Du weißt nichts vom zweiten Tod, vom ewigen Feuer, vom ewigen Nichts.

Als Polykarp wenig später gebunden auf dem Scheiterhaufen stand, geschah ein Wunder. Das Feuer brannte um ihn herum, konnte ihm aber nichts anhaben. Da befahl der Prokonsul, dass man ihn mit dem Dolch töten solle. Das geschah. Das Blut des Bischofs ergoss sich auf das Holz und löschte das Feuer. Es war der 23. Februar 155, als Polykarp im Alter von 86 Jahren starb. „Sei getreu bis an den Tod ...“

Worte des Trostes – inmitten der Bedrängnis

Liebe Gemeinde, die Worte an die Gemeinde in Smyrna waren und sind Trostworte in der Bedrängnis. Für Polykarp. Und nach ihm für viele. Bis heute. In Pakistan, wo Asia Bibi, die Christin, frei ist, aber nicht sicher. In Honduras, in Zentralamerika, wo meine Frau gerade christliche, vor allem lutherische Gemeinden besucht und wo viele einfach nur weg wollen und die Gewalt der Banden, die Perspektivlosigkeit nicht mehr ertragen. Und auch nicht den sinnlosen Tod von so vielen jungen Menschen – erschossen in Bandenkriegen. „Ich kenne deine Bedrängnis und deine Armut ...“

Wie gut, dass es diese Trostworte angesichts der Bedrängnis gibt! – Aber ich gestehe: Sie sind für mich weit weg. Bedrängnis – das ist nicht meine Situation, jedenfalls nicht an diesem Sonntagmorgen.

Vielleicht ist Bedrängnis ein Wort, das – aus welchen Gründen auch immer – beschreibt, wie es Ihnen geht, wie es Dir geht an diesem Morgen. Wie käme ich dazu, Ihnen das auszureden. Vielleicht fühlen Sie, vielleicht fühlst Du den Spott der anderen, wenn du sagst, du seist Christ. Vielleicht weißt Du nicht mehr aus noch ein. Und hoffentlich hörst du dann, wie Er zu dir sagt: „Ich kenne deine Bedrängnis.“

Aber ich – ich habe heute Morgen das deutliche Gefühl, dass ich den falschen Brief lese und fremde Post geöffnet habe.

Die Versammlung des Satans

Vielleicht empfinde ich auch deshalb so, liebe Gemeinde, weil der Brief einen Satz enthält, den ich so kaum lesen kann und so nicht sagen will. Einen Satz, der eine grausame Wirkungsgeschichte hat. „... die Lästerung von denen, die sagen, sie seien Juden, und sind's nicht, sondern sind die Versammlung des Satans.“ Bis 2016 stand in der Lutherbibel sogar noch: „die Synagoge des Satans“.

Auf dem historischen Hintergrund, damals Ende des ersten Jahrhunderts, mag so ein Satz sogar verständlich sein. In einer Zeit, in der es nicht hier die Christen und dort die Juden gab, sondern es innerhalb des Judentums die einen gab, die an Jesus als den Christus glaubten, und die Mehrheit der anderen, die das für gefährlichen Unfug hielten. In einer Zeit, in der es für jüdische Gemeinden im Römischen Reich wichtig war, sich treu zum Kaiser zu halten, weil davon das eigene Überleben abhing – und dann tauchen da auf einmal Anhänger eines Jesus von Nazareth auf, der von den Römern in Palästina gekreuzigt wurde. Das musste Konflikte geben, zu Lästerungen führen. Und die Gelästerten in der Minderheit wehren sich und verunglimpfen die Gegner: „Versammlung des Satans“.

Aber was daraus wurde, ist unerträglich. „Unmenschlichkeit beginnt mit Worten“, so ist seit einigen Wochen auf einem großen Transparent am Neuen Rathaus zu lesen. Und genauso ist es: Hier, in der Offenbarung des Johannes beginnt mit Worten eine Geschichte der Unmenschlichkeit. Die Verteufelung der Juden, weil diese nicht an Jesus glauben, durchzieht die Geschichte des Christentums, zieht eine Spur des Hasses und ja – auch – eine Blutspur durch die christliche Geschichte. „Synagoge des Satans“, das wurde nicht mehr nur auf eine lokale Auseinandersetzung in Smyrna Ende des ersten Jahrhunderts bezogen, das wurde zur pauschalen Diffamierung einer Glaubensweise und von Menschen, die sich dazu halten. „Versammlung des Satans“, auch Luther nutzte diese Worte in seinen späten Schriften gegen die Juden. Und nochmals 400 Jahre später waren Worte wie diese Legitimation und Motivation für völkischen Antisemitismus, für exterminatorische Judenfeindschaft. Vor 80 Jahren brannten die Synagogen in unserem Land.

„Unmenschlichkeit beginnt mit Worten“ – ja, das tut sie. Und vielleicht ist es gut, dass Offb 2,8–11, das Sendschreiben nach Smyrna, heute ein letztes Mal auf evangelischen Kanzeln gepredigt wird. Ab dem Ersten Advent, in zwei Wochen, tritt eine neue Ordnung der Lese- und Predigttexte in Kraft – und darin begegnet dieser Text nicht mehr als Predigttext. Wenn Sie so wollen, ist dies nun also auch die Abschiedspredigt für ein Bibelwort.

Sei getreu ...

Und dabei hat das Sendschreiben nach Smyrna einen fett gedruckten Vers in der Lutherbibel: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“ (V. 10). Ein Durchhaltewort; vor Jahrzehnten ein beliebter Taufspruch und Konfirmationsspruch. Er hat Menschen Kraft gegeben – und tut es bis heute. Aber aus dem Durchhaltewort ist in der Geschichte auch eine Durchhalteparole geworden.

Seit dem 19. Jahrhundert und dann vor allem im Ersten Weltkrieg verschob sich der Bezug: Nicht mehr Jesus Christus war das Objekt, dem Treue gebührt – es war das deutsche Volk, die Nation, das Vaterland, das Kaiserreich. Treue bis zur letzten Patrone. Treue im Schützengraben.

Vielleicht wurde dieser Vers dennoch zum Trost für manchen Soldaten angesichts der Sinnlosigkeit des Tötens im Krieg. Vielleicht wurde er zum Trost für manche Mutter und manchen Vater angesichts der Sinnlosigkeit des Sterbens im Krieg. Aber ganz sicher wurde das Wort so missbraucht und falsch verstanden. Nicht nur im Krieg, auch danach auf den Denkmälern. Und dann bald schon wieder im Dritten Reich. Und im Zweiten Weltkrieg. Ach, hätte es doch ein Sendschreiben gegeben an die Gemeinden im Deutschen Reich, im Ersten Weltkrieg oder im Zweiten:

Dem Engel der Gemeinden in Deutschland schreibe: Ich bin der Erste und der Letzte. Ich kenne dich. Ich weiß, was du tust und wie du mit meinen Worten umgehst. Du instrumentalisierst den Glauben für deine Ideologie, für Volk und Nation und Vaterland. Du legitimierst durch meine Worte den Krieg und das massenhafte Töten meiner Kinder, meiner Söhne, meiner Töchter. Das sagt der Erste und der Letzte, der tot war und ist lebendig geworden: Ich kenne den Missbrauch, den du in meinem Namen treibst. Und daher: Fürchte dich *vor mir*. Kehre um und kehre zurück! Wer Ohren hat, der höre ...

Und jetzt?

Und da stehe ich – heute, 1900 Jahre nachdem diese Worte nach Smyrna geschickt wurden, 100 Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, 80 Jahre nach der Reichspogromnacht. Ich sehe, wie ein biblisches Wort wirkt. Es kann trösten im Leben und im Sterben; und es kann missbraucht werden. Und was tut es heute? Jetzt, in diesem Universitätsgottesdienst?

Johannes, der Visionär, hätte mit allergrößter Wahrscheinlichkeit nicht glauben können, dass einmal Christen in einer sehr gepflegten, weit herum sichtbaren, ganz neu gebauten, leuchtend weiß gestrichenen und lediglich im Blick auf die Akustik etwas problematischen Universitätskirche, begleitet von herrlicher Musik und einem Chor junger Menschen seine Post lesen. Ohne Angst haben zu müssen.

„Ich kenne dich“, sagt Christus noch heute. Und ich werde nachdenklich. Wenn du mich kennst, Jesus, dann weißt du, dass das Sendschreiben an Smyrna nicht das Richtige für mich ist.

Dann hättest du vielleicht schreiben müssen: „Ich kenne dich – ich kenne dein sattes, sanftes Leben und deinen Reichtum. Du weißt doch, wo Menschen nackt sind und krank und im Gefängnis, fremd oder hungrig, durstig. Und wo bist Du? An deinem Schreibtisch und in deinen Seminaren. In deiner wohl riechenden Gemütlichkeit – weit weg von der stinkenden Armut da draußen. Ich kenne dich ...“

Vielleicht liest du besser nicht das Wort an die Gemeinde in Smyrna, sondern das, was der Geist der Gemeinde in Ephesus sagt: „Aber ich habe gegen dich, dass du deine erste Liebe verlassen hast. Denke nun daran, aus welcher Höhe du gefallen bist, und tue Buße und tue die ersten Werke!“ (Offb 2,4f) Oder in Sardes: „Du hast den Namen, dass du lebst, und bist tot.“ (Offb 3,1) Oder in Laodizea: „Ich kenne deine Werke, dass du weder kalt noch warm bist. [...] Weil du aber lau bist und weder warm noch kalt, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Du sprichst: Ich bin reich und habe mehr als genug und brauche nichts!, und weißt nicht, dass du elend und jämmerlich bist, arm, blind und bloß.“ (Offb 3,15–17).

Das Gericht

Liebe Gemeinde, an diesem vorletzten Sonntag im Kirchenjahr steht das Gericht als Motiv im Zentrum der Lesungen. Es prägt das Wochenlied, und wir haben vom Chor das „Dies irae, dies illa“ gehört. Das Gericht – im Mittelalter prägte es die Frömmigkeit. Viele Kirchenportale zeigen das Weltgericht. Jesus auf dem

Thron, der scheidet zwischen den Schafen zur Rechten und den Böcken zur Linken. Jeder Weg an der Kirche vorbei, erst recht jeder Weg in die Kirche bedeutete die Erinnerung an das Gericht. Und bedeutete den Schauer angesichts der Frage, wo ich stehen werde – nach dem Tod. Auf der Seite des Lebens. Oder im zweiten Tod, der alles auslöscht, alles vernichtet. „Dies irae, dies illa!“

Auch das Bild des Gerichtes konnte missbraucht werden. Menschen wurden klein gehalten und in Furcht. Das war praktisch, weil sich so die Macht der Kirche stabilisieren ließ. Und auch den kirchlichen Finanzen kam es zugute. Die Kirche als Institution konnte ein erträgliches Urteil im Gericht garantieren. Da griff man als verunsicherter Mensch gerne zu. Es ist zweifellos ein Fortschritt in der Entwicklung der Menschheit, dass Menschen nicht mehr religiös kleingehalten werden und diszipliniert durch die Vorstellung vom richtenden Gott.

Aber so sehr es richtig ist, dass die Kirche ihre Rolle als institutionelle Verwalterin des Jenseits abgegeben hat, so dramatisch ist es, dass das Gericht aus dem Blick geraten ist. Wo das Weltgericht verschwindet, wird die Weltgeschichte zur Richterin. Wo das Weltgericht verschwindet, bleibt die Gerechtigkeit auf der Strecke. Wo das Weltgericht verschwindet, wird Gnade billig und Frömmigkeit belanglos.

Nein, verstehen Sie mich nicht falsch: Es kann und darf nicht darum gehen, alte metaphysische Vorstellungen einfach zu wiederholen und Füße stampfend zu behaupten: „Aber so ist es doch!“ Denkbar ist es aber, nochmals hinzuhören. Denn es geht um die Stimme, die mich *heute* erreicht: „Ich kenne dich!“ Und zu wissen: Das ist die Stimme von dem, der auf dem Thron sitzt, der die Macht hat, so sehr sich die Mächte und Gewalten dieser Erde aufspielen. „Ich kenne dich.“

Es ist möglich, zu erschrecken angesichts dieser Stimme – und es ist möglich, getröstet zu werden.

Es ist möglich, mein Leben jetzt zu ändern. Und es ist möglich: gewiss zu bleiben auf meinem Weg.

Es ist möglich, endlich *treu zu werden*. Und es ist möglich, *treu zu bleiben*.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.
Amen.

Prof. Dr. Alexander Deeg
alexander.deeg@uni-leipzig.de